

Ulrich Barton

Manheit und minne

Achills zweifache Erziehung bei Konrad von Würzburg*

Die Überfahrt von der Insel Scyros nach Troja stellt für Achills Leben eine Zäsur dar: Nachdem er vom Zentauren Chiron in Thessalien erzogen wurde und danach auf Scyros, in Mädchenkleider gehüllt, mit Deidamia seine erste Liebe erlebt hat, wird er nun von Ulixes und Diomedes an den Ort seiner Bestimmung gebracht. Das lässt alles bis dahin Gewesene als Vorgeschichte erscheinen, als Achills Entwicklungsweg hin zu dem, der er eigentlich ist. So bietet denn diese Überfahrt gute Gelegenheit für einen Rückblick: Diomedes und Ulixes befragen Achilles über seinen Werdegang, und seine Antwort offenbart schon den ganzen Unterschied zwischen Konrads von Würzburg Darstellung innerhalb seines ›Trojanerkriegs‹ (zwischen 1281 und 1287) und seiner Vorlage, der ›Achilleis‹ des Statius (1. Jh. n. Chr.). In der römischen Version nämlich schildert Achilles ausführlich seine harte Erziehung durch Chiron und schließt mit den Worten: „So weit, Freunde, kann ich mich an meine Anfangsjahre erinnern und mich an dieser Erinnerung freuen; das Übrige weiß meine Mutter.“¹ Vermutlich ist mit dem „Übrigen“ nicht nur die Zeit gemeint, an die er sich nicht erinnern kann, also etwa seine Ankunft bei Chiron, sondern auch die, an die er sich nicht erinnern will, nämlich die für ihn schändliche bei Deidamia, für die ja seine Mutter verantwortlich ist. Die Zeit bei Deidamia wirkt um so mehr wie ein peinlicher Irrweg, der genau so gut oder besser unterblieben wäre, als Statius explizit sagt, Achilles fahre in einer solchen Verfassung von Scyros ab, als wenn er Chirons Höhle nie verlassen hätte.² Konrads Achilles hingegen erzählt zwar ebenfalls von der Zentauren-Ausbildung, dann aber auch *von den minnen,*

* Den jungen Achill lernte ich kennen, als ich selbst in die *lère des maîtres* Christoph Huber ging, genauer in sein inspirierendes Hauptseminar über ›Antike Mythologie in mittelalterlicher Dichtung‹ (Sommersemester 2004), an das ich mich sehr gern und dankbar erinnere.

¹ Statius, *Achilleis*, rec. Aldo Marastoni, Leipzig 1974, II,166f.: *hactenus annorum, comites, elementa meorum/et memini et meminisse iuvat: scit cetera mater.*

² Ebd., II,9–11: *sic omnia visu/mutatus rediit, ceu numquam Scyria passus/litora Peliacouque rates escendat ab antro.*

die *Dêidamîe und er / mit innecliches herzen ger / getragen beten lange stunt*.³ Hier bleibt nichts 'übrig', im Gegenteil: *sîn dinc tet er in allez kunt* (V. 29474). Er bezieht die Liebesgeschichte ausdrücklich in seinen Werdegang ein und bekennt sich damit zu ihr. Dieser Werdegang besteht also aus zwei Teilen, aus einem doppelten Erziehungsweg. Die Erzählung findet sogar großen Beifall vonseiten seiner Zuhörer: Ulixes und Diomedes bescheinigen ihm *gelückes [...] vil und hôhe sælde* (V. 29480f.).

Dies alles bedeutet eine ungeheure Aufwertung der Liebesgeschichte in der mittelalterlichen Version. Doch was macht den 'erzieherischen' Wert der Liebe aus? Inwiefern stellt die Deidamia-Episode nicht mehr nur einen besser zu verschweigenden (wenn auch erzählerisch um so reizvolleren) Irrweg dar in Achills Entwicklung zum größten Kämpfer vor Troja, sondern sogar eine – womöglich unentbehrliche – Entwicklungsstufe von eigenem Recht? Im Folgenden soll Konrads Bearbeitung der Episode im Vordergrund stehen, aber immer wieder auf Statius als kontrastierenden Hintergrund zurückbezogen werden.⁴

Seine 'Grundausbildung' durchläuft Achilles beim Zentauren Schyron, und sie besteht vor allem aus spartanisch hartem Kampftraining. Das ist durchaus im Sinn seiner Mutter Thetis, die ihren Sohn schon im Säuglingsalter dem Zentauren übergab, damit er stark genug würde, um dem prophezeiten Tod vor Troja zu entgehen. Schyrons Lehren und Methoden spiegeln seine *figûre wilde* (V. 5852), seine Doppelgestalt aus Tier und Mensch: *der selbe meister künsterich / was ob allen tieren starc* (V. 5858f.), wobei der wilde Anteil in der Darstellung dominiert.⁵ Achilles lernt sowohl höfische Künste – *rotten, harpfen, singen / und aller bande zabelspil* (V. 5974f.) usw. – als auch und vor allem geradezu übermenschliche Kampffähigkeiten, wodurch er alle wilden Tiere, Drachen, Zentauren und Lapithen in Schrecken versetzt. Durch diese doppelgestaltige Erziehung wird Achilles geprägt:

alsam daz wahs ein ingesigel
formieret nâch dem bilde sîn,

³ Konrad von Würzburg, Der Trojanische Krieg, nach den Vorarbeiten K. Frommanns und F. Roths hg. von Adelbert von Keller, Stuttgart 1858, V. 29470–473.

⁴ Siehe den ausführlichen Vergleich von Statius und Konrad bei Elisabeth Lienert, Geschichte und Erzählen. Studien zu Konrads von Würzburg ‚Trojanerkrieg‘, Wiesbaden 1996 (Wissensliteratur im Mittelalter 22), S. 50–54, S. 81–92, S. 134–141, S. 196–198.

⁵ Immer wieder wird Schyrons Gegend als *wilde, wüeste* und *waltstete* bezeichnet. Schyrons Höhle grenzt sowohl an *daz tobende mer* als auch an *ein vinsten holz* (V. 5912f.), was bei Thetis' zweitem Besuch noch einmal wiederholt wird (V. 13662–665). Daraus gewinnt man den Eindruck, dass Schyrons Welt programmatisch von der friedlich-zivilisierten Mädcheninsel Scyros abgesetzt werden soll. Als Orte oder Stufen von Achills Erziehung stehen sie wohl für unterschiedliche Erziehungsziele oder Sozialisationstypen; vgl. dazu auch Andreas Kraß, Geschriebene Kleider. Höfische Identität als literarisches Spiel, Tübingen, Basel 2006, S. 352f.

swenn ez gedrucket wirt dar in,
 seht, alsô wart vil sêre
 nâch sînes meisters lère
 geschepfet des juncherren muot (V. 6386–6391).

Die Erziehung ‘erschafft’ Achilles erst, indem sie seinem *muot* eine Form gibt; sie wird verstanden als Prägung, Besiegelung, und das Bild, das Achilles dadurch annimmt, ist das zentaurisch-wilde seines *meisters*. Da Achilles schon von sich aus ein überaus gutes „Wachs“ ist, gelingt die Prägung so vortrefflich, dass der Abdruck besser wird als das Siegel: *wan der juncherre baz geriet, / dann er gelêret wûrde* (V. 6446f.). Achilles ist zwar zentaurisch geprägt, er übertrifft die Zentauren aber noch an Wildheit, Stärke und Streitlust, so sehr, dass Schyron selbst sich schon Sorgen macht: *daz er sô vrevêl schînet, / daz ist mir ûzer mâze leit* (V. 13552f.); *daz er sô gerne vihtet, / daz ist mir ein vil swærez dinc* (V. 13582f.), wie er zu Thetis sagt, als sie ihren Sohn wieder mitnehmen möchte, um ihn vor dem Trojanischen Krieg zu verstecken; da er nämlich aufgrund seiner Stärke weit berühmt geworden ist, dürfte es nur eine Frage der Zeit sein, wann er ‘einberufen’ würde. Um so erschrockener ist Thetis bei Schyrons Worten, und um so dringlicher will sie ihn *ûz der wilde* (V. 13453) bzw. *wüeste* (V. 13596) und damit auch aus seiner eigenen Wildheit führen.

Als Achilles von der Jagd in die Höhle zurückkehrt, bestätigt seine Erscheinung die bedenklichen Worte des Zentauren, und er bietet seiner Mutter wie den Rezipienten ein denkbar unhöfisches Bild: besudelt mit Blut, Schweiß und Staub (V. 13684–687) und auf dem Rücken ein enthäutetes Löwenjunges (V. 13688–694). Jedoch darf man Schyrons Erziehung insgesamt durchaus nicht als unhöfisch bezeichnen: zu ihr gehören, wie gesagt, auch Harfen- und Leierspiel – was Achilles am selben Abend vorführt (V. 13729–739) –, Schach (V. 6164) und überhaupt alle *hovewunnen* (V. 6168). Achilles genießt also eine (wenn auch außergewöhnlich harte) höfisch-aristokratische Erziehung im herkömmlichen und besten Sinne. Wenn er dennoch den Eindruck von „Wildheit, ja Roheit“⁶ vermittelt, drängt sich die beunruhigende Schlussfolgerung auf, dass eine solche Erziehung nicht von sich aus vor Wildheit und Barbarei schützt. Zur höfischen Vollkommenheit bedürfte es eines anderen, jenseits der ritterlich-kämpferischen Ausbildung liegenden Erziehungsmittels.

Welches dieses Erziehungsmittel ist, ergibt sich aus dem Streitgespräch zwischen Mutter und Sohn, als dieser festgestellt hat, dass er ohne sein Wissen von ihr entführt worden ist. Hier zeigt sich nun auch deutlich Konrads folgenreicher eigener Zugriff auf die antike Vorlage. Als Grund für die Entführung wurde seit Beginn der Episode einzig und allein Thetis’ Sorge wegen der unheilverheißenden Weissagung genannt. Deswegen brachte sie ihren

⁶ Lienert (Anm. 4), S. 83.

Sohn zu Schyron, und deswegen möchte sie ihn nun auf der Mädcheninsel verstecken; nichts anderes auch ist bei Statius vorgegeben. Als Achilles sie nun jedoch fragt, wohin sie ihn bringe, antwortet sie: *dâ wil ich hoveliche zuht / dich heizen lèren* (V. 14192f.), an einen Ort also, an dem seine Erziehung fortgesetzt werden soll. Dies benutzt sie natürlich als Vorwand, weil sie nur zu gut weiß, dass Achilles mit seiner unbändigen Streitlust sich gegen die mütterliche Sorge und die erzwungene Kampfhaltung mit allen Mitteln zur Wehr setzen würde. Seltsam ist nun aber, dass sie ihm den ursprünglichen, traditionellen Grund zusätzlich nennt:

ich tuon ez dur ein ander schult,
 [...]
 wan ich des michel angest hân,
 wilt dû den Kriechen bi gestân,
 daz von Troiâren stirbest dû (V. 14290–297).

Das Erziehungsargument ist also nicht konsequent als Vorwand für den eigentlichen Grund eingesetzt. Zwar rückt sie diesen an die zweite Stelle und führt ihn zudem viel knapper aus als den vorgeschobenen – ca. 20 Verse (V. 14290–312) gegenüber ca. 100 (V. 14192–289) –, was sich noch als Teil ihrer Überzeugungsstrategie deuten ließe, doch kann man sich des Eindrucks schwer erwehren, dass der scheinbare Vorwand ein erstaunliches Eigengewicht, ja auch ein Eigenrecht gewinnt, das vielleicht nicht aus dem Handlungszusammenhang heraus, wohl aber im Blick auf die Rezipienten verständlich wird: Einem Publikum, das höfisch-vorbildliche, nach dem Ideal der *mâze* gestaltete Romanfiguren schätzt, muss, nachdem es Achilles als rohen Wildnisjungen kennengelernt hat, Thetis' 'vorgeschobener' Grund als durchaus berechtigt erscheinen; zu einem vollendet höfischen Ritter fehlt Achilles ja tatsächlich noch einiges. Was von der stofflichen Vorgabe her gesehen nur als Vorwand dient, wird in der höfischen Überformung des Stoffs zu einem für das Verständnis der Erzählung entscheidenden Element. So gedacht, käme Konrad den Erwartungen und Wünschen eines höfisch gebildeten Publikums entgegen und schenkte diesem einen „Achillroman höfischen Typs“⁷. Der neu eingeführte Erziehungsgedanke macht die Deidamia-Episode erst zu einem kleinen höfischen Roman, indem sie nun als Teil von Achills Entwicklungsweg zu höfischer Vollkommenheit erscheint; durch den Erziehungsgedanken gewinnt die Episode eine zusätzliche Deutungsperspektive, die, wie gleich zu sehen sein wird, die Vorlage von Grund auf umwertet. Darüber hinaus gibt die Erziehungsthematik Konrad die Möglichkeit, Achills Geschichte zur *hovelichen* Erziehung des Publikums

⁷ Christoph Cormeau, Quellenkompendium oder Erzählkonzept? Eine Skizze zu Konrads von Würzburg ‚Trojanerkrieg‘, in: Befund und Deutung. Zum Verhältnis von Empirie und Interpretation in Sprach- und Literaturwissenschaft. FS Hans Fromm, hg. von Klaus Grubmüller u. a., Tübingen 1979, S. 303–319, hier S. 314.

selbst zu nutzen.⁸ Wie die Figur Thetis den Erziehungsgedanken als Vorwand für ihre eigentliche Absicht einsetzt, so nimmt der Dichter wiederum diese zum Vorwand für seine erzählerische Intention, sein Publikum mit einem höfischen Achillroman zu unterhalten und zu erziehen.

Wie aber soll Achills (und des Publikums) Erziehung nun aussehen? Was ist noch zu lernen? Laut Thetis die *kunst*, / mit der man reiner wibe *gunst* / gewinnen müge *ûf erden* (V. 14201–203). Wenn er lerne, so sagt sie, *daz dû den wiben wol behagest / und ir vil hôben gunst bejagest, / so enist an dir kein breste mê* (V. 14275–277). Das Letzte also, was zur Vollendung seiner Erziehung noch fehlt, sind Minnedienst und Liebeserfahrung. Warum das so wichtig ist, erklärt sie später folgendermaßen:

wîp sint ûf al der erden
des mannes leben und sîn lip:
wan alle man sint âne wîp
an frôuden unde an êren tôt. (V. 14874–877)

Der Mann lebt ganz in der Bezogenheit auf die Frau; er erreicht seine Vollkommenheit und wird erst eigentlich zum Mann durch ihre *gunst*; er kann noch so stark und mutig sein, wirkliche *tugent* und damit *êre* gewinnt er allein durch die Liebe. Diese Liebesauffassung ist nicht nur Thetis' persönliche Meinung, sondern sie steht von Anfang an, durch Venus persönlich ausgesprochen,⁹ hinter dem ganzen Roman und folgt letztlich Konrads Vorbild Gottfried von Straßburg; dieser sagt im ›Tristan‹-Prolog:

liebe ist ein also sælic dinc,
ein also sæleclich gerinc,
daz nieman ane ir lere
noch tugende hat noch ere.¹⁰

⁸ Rüdiger Schnell, Ovids *Ars amatoria* und die höfische Minnetheorie, Euphorion 69 (1975), S. 132–159, deutet die ganze Episode als Minnelehre nach ovidischem Vorbild (vgl. dazu unten Anm. 33). Ein solch didaktischer Anspruch lässt sich auch an einer anderen Stelle derselben Episode erkennen: Nachdem Achilles die Mädchenverkleidung angelegt hat, lehrt seine Mutter ihn *wibes zûhte* und *frouwen site* (V. 14982f.), und das in einer Ausführlichkeit (V. 14994–15043), die für die Handlung nicht erforderlich wäre und erst im Hinblick auf die weibliche Hörerschaft gerechtfertigt erscheint. Die Nähe zu didaktischer Literatur ist nicht zu verkennen: „Mit diesen Mädchenerziehungsregeln greift Konrad wohl auf die Tradition des mittelhochdeutschen Lehrgedichts zurück“ (Lienert [Anm. 4], S. 87).

⁹ Schon bei der Hochzeit von Thetis und Peleus sagt die Göttin der Liebe: *minn alle tugende brüetet, / sam sîniu kindelin daz huon. / wer künde tugentlichen tuon, / ob man niht minne pflæge [?] / nieman sich hôbe wæge / ûf êre und ûf der triuwen hort, / ob minne, daz vil reine wort, / niht wære z'allen stunden / ze herzen im gebunden* (V. 2542–2550).

¹⁰ Gottfried von Straßburg, Tristan und Isold, hg. von Friedrich Ranke, Berlin 1930, V. 187–190. Zur ethisch vervollkommnenden Wirkung der Liebe im ›Tristan‹ vgl. den Beitrag von Sandra Linden in diesem Band, S. 117ff.

Gottfrieds ›Tristan‹, so Elisabeth Lienert, „ist das Muster, auf das hin der ›Trojanerkrieg‹ erzählt ist“,¹¹ und vom ›Tristan‹ her gelesen, ist Thetis' Erziehungsplan ohne weiteres gerechtfertigt. Die Erziehung durch Liebe dient auf der Ebene des Erzählten nur als Scheingrund; auf der Ebene des Erzählens aber, zu der Erzähler wie Publikum und auch intertextuelle Beziehungen gehören, dürfte sie für Konrad eine echte Motivation sein, die Episode darzubieten.

Wenn Konrad die Deidamia-Episode auf die Gottfriedsche Konzeption der Liebe als Quelle aller Tugenden hin erzählt, verlässt er zwangsläufig die seit Statius vorgegebene Deutungsperspektive, nach der die Episode beispielhaft die Gefährlichkeit der Liebe für die Tugend aufzeigt.¹² Man kann sogar so weit gehen zu sagen, dass er damit die traditionelle Deutungsperspektive nicht nur für diese Episode, sondern für die Achill-Figur insgesamt, wie sie sich spätestens seit der römischen Antike bis ins Mittelalter hinein ausgebildet hat, von Grund auf verändert. Der Gegensatz zwischen kriegerischer Tugend und Liebesleidenschaft wurde an Achills verschiedenen Frauen immer wieder durchgespielt, oftmals mit scharfer moralischer Wertung: Aus Liebe zu Briseis zieht er sich aus dem Kampf zurück,¹³ aus Liebe zu Penthesilea beklagt er den Tod einer Feindin,¹⁴ und aus Liebe zur trojanischen Prinzessin Polyxena geht er seinen Feinden in die tödliche Falle¹⁵ – Liebe wird zur eigentlichen Achillesferse. Nicht also die Verknüpfung des Liebesmotivs mit dem Kriegshelden Achilles ist das aufregend Neue an Konrads Bearbeitung,¹⁶ sondern die positive Bewertung, ja Hochschätzung der Liebe als eines Erziehungs- und Veredelungsmittels. Aus dem Ausschlussverhältnis – ‘entweder Liebe oder Tugend’ – macht Konrad ein Bedingungsverhältnis: ‘keine Tugend ohne Liebe’! Wie verträgt die alte Geschichte dieses neue, spannungsgeladene Liebeskonzept?

¹¹ Lienert (Anm. 4), S. 328.

¹² Vgl. Catherine Callen King, Achilles. Paradigms of the War Hero from Homer to the Middle Ages, Berkeley u. a. 1987, S. 182–184 (Statius), S. 202 (Fulgentius).

¹³ Ebd., S. 172–174 (Properz; ›Ilias Latina‹).

¹⁴ Ebd., S. 176–178 (Properz, Quintus von Smyrna).

¹⁵ Ebd., S. 197–201 (Dares und Dictys), S. 202–214 (verschiedene mittelalterliche Interpreten und Bearbeiter).

¹⁶ Im Gegenteil: „Denn eine mit der römischen Elegie und insbes. bei Ovid in den Vordergrund tretende Tradition des liebenden Achill, die auch schon die Achilleis des Statius mitträgt, [...] verselbständigte sich schließlich so sehr, daß in Dichtungen des 12. und 13. Jhs. Liebe als *die* charakteristische Leidenschaft des Helden seinen Zorn verdrängt hatte und Dante ihn im Inferno mit Paris im zweiten Höllenkreis der Wollüstigen und nicht mit Hektor und anderen edlen Seelen Ungetaufter wie Aeneas, Camilla, Penthesilea im ersten oder im fünften mit den Zornesmütigen zusammen ansiedelte“, so Ernst August Schmidt, Achill, in: Antike Mythen in der europäischen Tradition, hg. von Heinz Hofmann, Tübingen 1999, S. 91–125, hier S. 94.

Im Streitgespräch zwischen Mutter und Sohn wehrt dieser sich erwartungsgemäß zunächst gegen die *hōh[e] missetât* (V. 14323), dass er, der bislang ganz ein Leben der *manheite* (V. 14333) geführt hat, nun Frauenkleider anlegen soll, und greift dann nur Thetis' *ander* Argument auf, nicht ihr erstes, auf Erziehung durch Liebe bezogenes. Er habe keinen Grund, sich vor Krieg und Kampf zu verstecken:

mir ist ein vrîer muot gegeben
 und bin noch unbetwungen.
 dur waz solt ich verdrungen
 als ein verzagtiu bâbe ligen,
 sît daz ich lōuwen angesigen
 mac unde grimmen wûrmen?
 ich triuwe in allen stûrmen
 genesen und erwerben mich. (V. 14500–507)

In seiner gesamten Argumentation dominiert das Beharren auf *vrîheit* und Unerschrockenheit. Wenn er sich vehement von Jupiter und Hercules, die ebenfalls einmal Frauenkleider getragen haben, absetzt – *mir ist ein ander muot gegeben, / denne in beiden sî beschert* (V. 14524f.) –, glaubt man sogar einen gewissen Hochmut herauszuhören, der sich nicht einmal durch den Göttervater und den größten aller Helden bändigen lassen will.

Achills *manheit* (*virtus*), die er bei Schyron im Übermaß gelernt hat, ist in seiner Argumentation aufs engste mit *vrîheit* verbunden, und die lässt sich hier in mehrere Aspekte aufgliedern; sie umfasst Angst- und Sorglosigkeit,¹⁷ Ungebunden- und Unbeschränktheit,¹⁸ ebenso Unabhängigkeit und Autarkie: Achilles will sein eigener Herr sein, akzeptiert keine Bedingungen und Zwänge, lehnt es ab, sich fremden Maßstäben (Jupiter, Hercules) oder Mächten zu fügen wie etwa – so darf man wohl hinzudenken – der Liebe bzw. einer Geliebten. Alles Bedingende erscheint ihm als Gegner, den er überwinden muss, um seine eigene Identität zu erlangen.¹⁹ Eben dadurch hat er ja seine ganze Umwelt in Angst und Schrecken versetzt; seine *vrîheit* ist wesentlich antisozial, *wilde*: Sie sprengt jede Form von Gemeinschaft. Seine von solcher *vrîheit* geprägte *manheit* ist gemeinschaftsgefährdendes Heroentum. All das hat Konrad wesentlich stärker herausgearbeitet als Statius, und genau darum scheint es ihm zu gehen. Wenn er, wie oben erwähnt, Achilles als Prägebild des Zentaurischen darstellt, rückt er auch dessen *manheit* ins Zentaurische, das mit Menschen- und Gemeinschaftsferne (*wüeste, wilde*) verbunden ist. *manheit* ist nicht per se gegenhöfisch, sondern bildet, wie an

¹⁷ Vgl. Achills Worte: *waz grimme sorge und angest sî, / daz wil ich wizzen cleine* (V. 14528f.).

¹⁸ Vgl. Achills Worte: *mîn herze [...] / [...] ist reht als ein vogel vrî* (V. 14526f.).

¹⁹ Vgl. dazu Andrea Moshövel, *wîplich man. Formen und Funktionen von ‚Effeminati- on‘ in deutschsprachigen Erzähltexten des 13. Jahrhunderts*, Göttingen 2009 (Aventiu- ren 5), S. 361f.

Achills Entwicklungsweg erkennbar, die notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung für vollkommenes höfisches Rittertum. Darin läge zugleich das Beunruhigende an dieser Vorstellung: *manheit* stellt zwar die unentbehrliche Grundlage für höfisches Rittertum dar; in völliger *vriheit* aber neigt sie zum Zentaurischen, so dass sie vielleicht immer einer zusätzlichen *hovelichen zuht* bedürfte: Fehlt diese, ist die *manheit* noch nicht bzw. nicht mehr höfisch und droht die höfische Gemeinschaft zu sprengen. Solange bzw. sobald sich *manheit* als völlig *vrî* und absolut setzt, stellt sie eine Gefahr dar und muss gebändigt werden.

Achills *manheit* nun wird gebändigt, als die übermächtige Liebe beim Anblick Deidamias seine *vriheit* beendet: Sie lehrt ihn Sorge²⁰ und Angst²¹, bindet ihn und nimmt ihn gefangen,²² macht ihn bedürftig und abhängig von der Geliebten.²³ Da *vriheit* und *manheit*, wie gezeigt, in eins gesetzt sind, beendet die Liebe auch Achills *manheit* – und zwar nicht nur im Sinne von *virtus* und Tapferkeit, sondern gerade auch von Männlichkeit: Durch Thetis wird er nun zumindest äußerlich *geschepfet als ein wîp* (V. 14922) – man fühlt sich erinnert an Achills erste Prägung, als *nâch sînes meisters lêre / geschepfet [wart] des juncherren muot* (V. 639of.). Wie Schyron auf diese Weise gleichsam als Achills Vater, als der Erzeuger seines bisherigen Lebens, fungierte, sieht Achilles in Deidamia metaphorisch seine Mutter, die *ein niuwwez leben im gebar* (V. 15650), nämlich eines in Frauengestalt. Doch die Neuerschaffung ist nicht nur eine äußerliche: Durch die Liebe wird *im der muot durchgründet* (V. 14700). Während die von *vriheit* geprägte *manheit* sich durch unbeugsame Aktivität, Aggressivität und unnachgiebige Unterwerfung von Gegnern auszeichnete, ist Achilles nunmehr ganz passiv: Wie *er Dêdamîen / sich rouben unde vrîen / lie sînes vrenchen muotes vil* (V. 14769–771), so lässt er es ebenso geschehen, dass seine Mutter ihm die Frauenkleider anlegt (V. 14920f.). Wenn das Aktive, Angriffslustige mit dem Männlichen verbunden wurde, dann dürfte das Passive, Leidende auf das Weibliche verweisen. Achills äußere Feminisierung ist damit nur Ausdruck und Folge seiner inneren: Weil Deidamia seine innere *manheit* gebrochen hat, kann seine Mutter ihn anschließend äußerlich zur Frau machen. Innen und Außen entsprechen sich: Seine äußere feminisierte Männlichkeit ist Zeichen seiner inneren gebrochenen, gebändigten *manheit*.²⁴

²⁰ Vgl.: *ir lebendiu süeziu minne / begunde in jâmers nœten / und mit beswærde tœten / sîn frîgez höchgemüete* (V. 14652–655).

²¹ Vgl.: *er was in kurzen stunden / von ir gewalt alsô verzaget* (V. 14730f.); *sîn herze in angest wart gejaget / ûz einem frien muote gar* (V. 14830f.).

²² Vgl.: *[er wart] mit ir minne stricke / gebunden und gevangen* (V. 14664f.).

²³ Vgl.: *er wart der minne banden / als undertenic bi der vrist, / daz al sîn trôst und sîn genist / lac an der megde reine* (V. 14760–763).

²⁴ Anders Timothy R. Jackson, Außen und Innen bei Konrad von Würzburg. Die Achill-Deidamia-Episode im Trojanischen Krieg, in: Personenbeziehungen in der mittelalter-

Das Passive, das Leiden, die Passion bestimmen Achills weiteren Aufenthalt auf der Insel Scyros bis zum Bacchusfest, und zwar aufgrund des Zusammenspiels von Nähe und Distanz: Vor (neu erworbener) Scham und Verzagtheit wagt Achilles nicht, Deidamia seine wahre Identität zu enthüllen,²⁵ und zugleich darf er als Deidamias 'beste Freundin' so eng mit ihr zusammen sein wie niemand sonst. Die Verkleidung ermöglicht ihm erst den ständigen und engen Umgang mit Deidamia, und zugleich verhindert sie beider Liebesvereinigung. Gerade diese intime Nähe bei gleichzeitiger Zurückhaltung steigert Achills Liebesschmerz:

im tet wol tûsentstunt sô wê,
daz im diu schoene wonte mite,
denne ob diu reine wol gesite
von im gewesen wære. (V. 15972–975)

Die Nähe erhöht also zwar sein Leiden,

iedoch was im diu swære
vil süeze, di[e] sîn herze truoc.
in dûhte senftebære gnuoc,
swaz er an sich beswærde las.
ie næher im diu guote was,
ie vaster im sîn herze bran. (V. 15976–981)

Der Liebesschmerz ist ihm angenehm, weil gerade in ihm seine Liebe besonders heiß brennt. Man fühlt sich an Gottfrieds ›Tristan‹ erinnert, etwa an Isoldes Umgang mit Petitcreiu oder Tristans (anfängliches) Verhältnis zur weißhändigen Isolde,²⁶ Beziehungen, die ebenfalls durch gleichzeitige Nähe und Distanz, Präsenz und Absenz des Geliebten (wenn auch hier in zeichenhafter Hinsicht) gekennzeichnet sind. Programmatisch ist die Lust am Liebesschmerz in Gottfrieds Prolog formuliert:

der innecliche minnen muot,
so der in siner seneglut
ie mere und mere brinnet,

lichen Literatur, hg. von Helmut Brall, Barbara Haupt, Urban Küsters, Düsseldorf 1994 (Studia humaniora 25), S. 219–249: Erstaunlicherweise ignoriert er die auffällige Entsprechung von innerer und äußerer Verwandlung und betont vielmehr die „Diskrepanz zwischen Held und Mädchen“ (S. 239), was Konrads Darstellung nicht gerecht wird: Kann man den liebesverzagten Achilles noch so ohne weiteres als den alten Helden bezeichnen? Vgl. Lienert (Anm. 4), S. 294.

²⁵ *Er het ê die getürstekeit, / daz er mit grimmen löuwen streit, / und was nû worden von der scham / sô blûc und alsô vorhtesam, / daz er niht einer megde guot / getorste künden sinen muot / und sines herzen ungemach* (V. 15557–563); *nû was an schame alsô verzaiget / daz herze und daz gemüete sîn, / daz er mit rede sînen pîn / niht getorste künden ir* (V. 15764–767).

²⁶ Gottfried, Tristan (Anm. 10), V. 16351–358 bzw. V. 18978–992, insbes. V. 18978–980: *doch lieber den smerzen / und truog im inneclichen muot: / er duhtin süeze unde guot.*

so er ie serer minnet.
 diz leit ist liebes also vol,
 daz übel daz tuot so herzewol,
 daz es kein edele herze enbirt,
 sit ez hie von geherzet wirt. (V. 111–118)

Es ist der aufgrund des unauflöschlichen Ineinanders von Lust und Leid angenehme Liebesschmerz, der einen Liebenden zu einem *edelen herzen* schmiedet bzw. ein ohnehin schon *edelez herze* in seinem Sein bestärkt, verwirklicht und für sich selbst erfahrbar macht. Das *edele herze* zeichnet sich aus durch die willentliche Annahme und Bejahung des zur echten Liebe wesentlich gehörenden Leids, und eine solche ideal gelebte Liebe führt, wie oben erwähnt, zu *tugent* und *êre*. Hier kommt also wieder die Erziehung durch Liebe ins Spiel, und sie vollzieht sich gerade im Liebesschmerz, in der Sehnsucht, die sich aus Distanz und Nichterfüllung der Liebe ergeben. Je stärker der Schmerz ist, desto größer die Liebesglut und damit auch ihre veredelnde Kraft, und der Schmerz ist um so stärker, je näher das Geliebte bei gleichzeitiger Distanz ist. Genau das zeigt sich an Achilles, wobei es kein Zufall sein dürfte, dass auch das Signalwort des *edelen herzen* fällt und die *gluot*-Metaphorik aufgenommen wird:

als in der gluot ein edel golt
 wirt von hitze lütervar,
 sus wart sîn edel herze gar
 von seneclicher swære
 an triuwen lüterbære
 und âne mein erkennt.
 sîn valsch wart ûz gebrennet
 in heizer minne fiure. (V. 16036–43)

Durch die brennende Sehnsucht erfährt Achilles die von seiner Mutter (zum Vorwand) angestrebte Veredelung und *hovelîche zucht*. Nachdem alles noch Schlechte, Wilde ‘ausgebrannt’ wurde, findet sich an Achilles tatsächlich *kein breste mê*. Der rohe Held zentaaurischen Typs hat sich geläutert und vervollkommnet zum höfischen Ritter.

Das Faszinierende und Neuartige an Konrads ‘Tristanisierung’ des antiken Stoffs liegt darin, dass die Feminisierung Achills – deren Reiz wohl immer die grotesk-komische Vorstellung vom größten Troja-Kämpfer in Mädchenkleidern ausmachte – hier (bei aller durchaus noch bestehenden Komik) positiviert ist. Hier ist es die rohe, zentaaurische, d. h. absolut gesetzte, *manheit*, die in ihrer Gefährlichkeit und höfischen Unvollkommenheit als problematisch und einer Relativierung bedürftig erscheint. Diese Relativierung erfährt sie durch die Feminisierung: Das bloß Aktive wird durch das Passive gehemmt und gebändigt; der selbstherrliche, aggressive Held wird gemeinschafts- und hoffähig gemacht. Dem liegt die Vorstellung von der veredelnden Kraft des Leids zugrunde. Da Liebe Abhängigkeit vom Geliebten bedeutet, vermag sie selbstherrliche Männlichkeit zu brechen: Der Mann erfährt

sich in seiner Angewiesenheit auf die geliebte Frau. In der Liebe ist er somit handelnd und leidend zugleich – genau das wird durch Achilles in Frauenkleidern ins Bild gebracht. Und da laut Thetis die Frau *des mannes leben und sîn lip* ist, der Mann also erst durch sie *fröuden* und *êren* und ein vollkommenes Leben gewinnt, kann paradoxerweise ein Mann, der nicht durch die Frau bzw. die Liebe gebändigt wurde, gar nicht im eigentlichen und höchsten Sinne ein Mann sein. Das ist es, was Achilles bei Konrad lernen muss. Ausgerechnet seine innerliche und äußerliche Feminisierung vollendet seine *vir-tus*!

Ist Achilles nun zwar innerlich geläutert und veredelt, so hat er doch noch nicht sein Ziel erreicht. Er ist zwar liebes- und gemeinschaftsfähig, konnte aber die Liebesgemeinschaft noch nicht verwirklichen. Bisher stand er als Deidamias beste Freundin ganz auf der Seite des Passiven, Weiblichen. Nun, beim Bacchusfest, erwacht in ihm der Wunsch, *daz man mich neme für einen man* (V. 16675), d. h., er möchte in der Liebe endlich aktiv werden. Und schon macht sich auch das Bedrohliche der *manheit* wieder bemerkbar, denn die Liebesvereinigung der beiden kommt eher einer Vergewaltigung gleich als einer Verführung. Hier jedoch hat Konrad seine Vorlage deutlich abgemildert: Anders als Statius berichtet er von Deidamias heimlichem Einverständnis. Ihr Widerstand sei nur Spiel und Schein:

si dūhte unschemelicher daz,
er læge ir mit gewalte bî,
dann ob diu kiusche wandels vrî
gesprochen hete wider in:
'vollende dînes herzen sin
an mir und dînen willen.' (V. 16984–989)

Das kann man als Zeichen dafür werten, dass *zuht* und Passivität hier zum weiblichen Rollenverständnis gehören – *si tet als al die megde tuont* (V. 16976).²⁷ Indem Deidamia aber selbst die Vereinigung will, findet sich nun auch bei ihr, wie bei Achill, das Zugleich von Handeln und Leiden: innerlich 'männlich'-drängend, äußerlich jungfräulich-züchtig. Jetzt erstmals, beim Liebesakt endlich, befinden sich die beiden Liebenden im Gleichklang – *daz schuof der süezen minne solt, / der in beiden nâch ir art / geliche dâ gewegen wart* (V. 17038–40). Nun sind die Geschlechter in idealer Balance: Achilles bricht aus der weiblichen Rolle aus, um endlich (wieder) Mann zu werden, wobei Deidamia ihn durch ihre Liebe erst wirklich zum Mann macht, und umgekehrt macht Achilles Deidamia zur Frau – *si wart im z'eime wibe / unde er wart ir z'einem man* (V. 17030f.). Die Pointe liegt darin, dass der Liebesakt die Geschlechter zugleich trennt und vereint: Solange Achilles seine wahre Identität nicht preisgegeben hat, war er weder ganz Mann noch

²⁷ Deidamia dient schon in Ovids ›Ars amatoria‹ als *exemplum* für dieses Verhalten, vgl. Schnell (Anm. 8), S. 148.

ganz Frau;²⁸ als Jungfrau war auch Deidamia noch nicht ganz und eigentlich Frau. Der Liebesakt erst definiert beide Geschlechter, trennt und hebt sie voneinander ab, und indem er sie zugleich vereint, setzt er sie in engste Beziehung zueinander. Anders gesagt: In der Liebe definieren sich die Geschlechter gegenseitig und in Abhängigkeit voneinander. Und genau darum geht es: Achills zentaurische Männlichkeit war problematisch und unvollkommen, weil sie nicht auf die Frau bezogen und nicht durch sie relativiert war. Erst durch die gegenseitige, erfüllte Liebe erlangt Achilles *manheit* im höchsten Sinne, eben weil diese allein durch die Frau verliehen werden kann.²⁹

Nachdem Achilles und Deidamia die Geschlechterbalance erreicht und sie sich ideal durch einander bestimmt haben, leben sie, weil sie keinem Verdacht ausgesetzt sind, glücklicher als Tristan und Isolde:

si pflügen hôher minne mër
und wart in groezer vröude erkant,
danne Îsôt und Tristant
mit ein ander trüegen. (V. 17220–223)

Hier ist der ständige unterschwellige Bezug explizit gemacht. Jedoch gerät die Balance auf zweifache Weise wegen der *manheit* ins Kippen: Sobald

²⁸ Andrea Sieber, *daz frouwen cleit nie baz gestuont*. Achills Crossdressing im „Trojanerkrieg“ Konrads von Würzburg und in der „Weltchronik“ des Jans Enikel, in: Genderdiskurse und Körperbilder im Mittelalter. Eine Bilanzierung nach Butler und Laqueur, Münster 2002 (Bamberger Studien zum Mittelalter 1), S. 49–76, vergleicht Achills Zustand des „nicht-mehr und noch-nicht, weder-noch und sowohl-als-auch“ mit der Schwellenphase eines „Mannbarkeitsritus, aus dem er als sozial neu situierter Held hervorgeht“ (S. 65).

²⁹ Zu einem geradezu gegensätzlichen Ergebnis kommen Edith Feistner (Manlichiu wîp, wîpliche man. Zum Kleidertausch in der Literatur des Mittelalters, PBB 119 [1997], S. 235–260, hier S. 248–251), Sieber (Anm. 28) und zuletzt Moshövel (Anm. 19), S. 353–416, 430–434. Da sie wie Jackson (Anm. 24) Achills innere Wandlung zu wenig beachten oder herunterspielen, außerdem die Episode z. T. auf Judith Butlers These von der ‚Zwangsheterosexualität‘ hin deuten, bestimmen sie einhellig als Konrads Erzählintention, „die strikte Trennung der Geschlechterrollen zu stabilisieren“ (Feistner, S. 251) bzw. „die Aneignung des Weiblichen durch das Männliche hierarchisch zu definieren“ (Sieber, S. 75) bzw. „Männlichkeit in Relation zu Weiblichkeit als eine dominierende Position im Geschlechterverhältnis [zu] konstituier[en]“ (Moshövel, S. 432), und sie sehen nicht die fein ausgearbeitete Dialektik des Geschlechterverhältnisses. Moshövel konzediert immerhin, wenn auch allzu zaghaft, „durchaus Ansatzpunkte für die Problematisierung einer kriegerischen männlichen Identität“ (S. 433f., vgl. auch S. 362–364). – Die auf die ‚Zwangsheterosexualität‘ zugespitzten Interpretationen führen deswegen immer zu demselben, die Besonderheit der Erzählung verfehlenden Ergebnis, weil für die zugrunde liegende Liebeskonzeption das Wesen der Liebe und auch ihre Vollkommenheit von vornherein gerade in der Einheit des *Gegensätzlichen*, des Heterogenen und damit auch Heterosexuellen besteht; vgl. das Minnegrottenleben in Gottfrieds ›Tristan‹ (Anm. 10): *da was doch man bi wibe, / so was ouch wip bi manne: / wes bedorften si danne? / si heten daz si solten* (V. 16904–907).

Achilles in der Liebe zum Mann geworden ist, erwachen notwendig auch seine alten Eigenschaften wieder; die zeigen sich nun darin, dass er beginnt, anderen Frauen hinterherzuschauen:

iedoch twanc in sîn wildekeit
 zuo den vrîlichen dingen,
 daz er sîn ougen swingen
 an minneclîche vrouwen lie. (V. 17314–317)

Mit seiner *manheit* sind also auch *vrîheit* und *wildekeit* wieder da. Konrad spielt das als geringfügige Trübung des Liebesglücks herunter, jedoch verweist es auf Tieferliegendes. Zum einen deutet sich hier schon Achills spätere Untreue durch seine Liebe zu Polyxena an, die ihn, vom hohen Liebes- und *triuwe*-Ideal her gedacht zu Recht, das Leben kosten wird.³⁰ Zum anderen stellt sich die Frage, ob hier nicht eine grundsätzliche Problematik der heroisch-ritterlichen Tugend *manheit* aufgezeigt werden soll, dass sie nämlich immer mit *vrîheit* und *wildekeit* verbunden ist und dass deshalb ihre Bändigung in der Liebe nie dauerhaft und ein für alle Mal gesichert sein kann. So ergibt sich ein tragisches Dilemma: Die Frau macht in der Liebesverbindung den Mann zum Mann, aber zur *manheit* gehören *vrîheit* und *wildekeit*, die jede Form von Bindung und Gemeinschaft fliehen. Die Liebesbalance der Geschlechter erweist sich hierdurch als augenblickshafter glücklich-gelungener Zustand, der permanent aus sich selbst heraus bedroht ist. Hier wäre es das wesentlich Zentaurische an der *manheit*, das die Balance zum Kippen bringt.

Es findet sich ein weiteres Dilemma: Nach dem zugrunde liegenden Konzept verhilft die Liebe zu *tugent* und *êre*, und Achilles hat sich in seinem Liebesschmerz auch durchaus zu höfischer Tugendhaftigkeit geläutert; nun aber, da die Liebe erfüllt ist und er nicht mehr leidet, nutzt er seine Verkleidung aus, um ungestört mit Deidamia und sogar noch anderen Mädchen zusammen zu sein, statt dass er seine veredelte *manheit* in Taten unter Beweis stellte und dadurch *êre* gewänne; die veredelnde Distanz ist verschwunden. Das altbekannte Problem des *sich-verlîgens* rückt in den Blick,³¹ und es erweist sich auch hier als unlösbar: Wenn Achills und Deidamias Liebesglück schon mit Tristans und Isoldes verglichen wird, dürfte es wohl am ehesten deren Minnegrottenaufenthalt entsprechen; aufgrund von Achills Verkleidung ist es zwar von außen nicht bedroht, es fehlt aber die *êre*. Wie Achilles ohne die Liebe nicht eigentlich ein Mann sein kann, so kann er es auch nicht ohne *êre*, und die lässt sich nur im Kampf vor Troja gewinnen, so dass die Liebenden sich trennen müssen. Hier liegt eine weitere tragische Ironie: Genau in dem Moment, als Achilles seine *manheit* in höchster Form zurück-

³⁰ Vgl. Cormeau (Anm. 7), S. 318; Lienert (Anm. 4), S. 296.

³¹ Explizit benannt durch Ulixes (V. 27899).

gewinnt, nämlich in der Erfüllung und Gegenseitigkeit der Liebe, verliert er *virtus* und *êre*.³²

Als Ulixes und Diomedes nach Scyros kommen und Achilles mit ihren Kriegsgeschichten und den Waffengeschenken provozieren, bricht sein altes zentauresches Wesen wieder ganz durch. Wie ein durch seinen eigenen Schatten wild gewordener Löwe seinen *meister*, der ihm *lêre* gab, in Stücke reißt und auffrisst (V. 28487–509), so wütet Achilles gegen *siner muoter meisterschaft* (V. 28518):

sîn muoter und diu minne
ûz sînem herzen wâren komen.
Deïdamîe wart genomen
ûz sînem herzen bî der zît (V. 28530–533);

dekeiner vrouwen lêre
wolte er langer dâ gelosen. (V. 28552f.)

Die Mutter, Deidamia, die Liebe, ja alles Weibliche sind hier in eins gedacht: Das entfesselte Männliche vernichtet das Weibliche. Achilles neu erworbene *zucht* gerät hier völlig aus dem Gleichgewicht, ebenso die Liebe der beiden: *si gerte steter minne, / sô wolte er gerne strîten* (V. 28986f.). Es ist aber nicht so, dass Achilles damit unwiederbringlich auf seine alte Stufe zurückfiele: Deidamias Leid erbarmt ihn, *als im diu minne dâ gebôt / und sînes herzen triuwe* (V. 28706f.) – die Liebe hat also immer noch oder gewinnt immer wieder neu Macht über ihn. Die Trennung der beiden erinnert mit ihren *triuwe*-Schwüren und Einheitsbeteuerungen stark an diejenige Tristans und Isoldes, und als Achilles davonsegelt, befindet er sich in einem echten Zwiespalt:

swie gar sîn muot ze strîte
des mâles wære enbrunnen,
iedoch het er gewonnen
zuo der getriuwen stæte pfliht,
noch mohte ir dô vergezzen niht
in herzen unde in sinne. (V. 29408–413)

³² Für Cormeau (Anm. 7), S. 315, ergibt sich die Tragik der „Minnenovelle“ erst aus ihrer Einbezogenheit in den historischen Troja-Stoff, wonach es Achilles bestimmt ist, vor Troja zu fallen und nicht mehr zu Deidamia zurückzukehren; ohne diese Vorgaben hätte das „Erzählmodell [...] den Erfolg erwarten lassen“. Wenn Tristans und Isoldes Liebe ein Maß darstellt und Achilles und Deidamia es noch an *bôher minne* und *vröude* (V. 17220f.) übertreffen, so darf man nicht übersehen, dass die Voraussetzung dieses höchsten Liebesglücks Achills Tarnung ist; wenn diese fällt, dürfte auch das Liebesglück nicht mehr dauerhaft zu halten sein. Die Problematik liegt also schon in der „Minnenovelle“ selbst, genauer in deren Liebeskonzeption, und folgt nicht erst aus ihrer Einbettung. Auch Lienert (Anm. 4), S. 296, sieht in *minne* und *strît* „unvereinbare[] Werte“, die „in dem einen tragischen Liebespaar personalisiert“ seien, und formuliert allgemein: „Die im Artusroman programmatische Harmonisierung von Minne und *strît* ist im ›Trojanerkrieg‹ unmöglich geworden“ (S. 310).

Wie eingangs erwähnt, bezieht er schließlich seine Liebesgeschichte in die Erzählung seines Werdegangs vor Ulixes und Diomedes bedenkenlos mit ein – ein deutliches Zeichen seiner *triuwe*.

Achilles ist durch die Liebeserfahrung ein anderer geworden und hat eine höhere, ja die höchste Stufe erreicht. Thetis' eigentlicher Plan, ihn vor dem Kampf zu bewahren, ging zwar nicht auf; ihre vorgeschobene, für Erzähler und Publikum hingegen eigentliche Absicht – *hovelichiu zucht* – aber hat sich glänzend erfüllt und damit eben einen „Achillroman höfischen Typs“ hervorgebracht. Der Aufbau in Form einer zweifachen Erziehung, einmal durch Schyron, einmal durch Deidamia, scheint sogar, wenn man so will, der arthurischen Doppelwegstruktur zu folgen, mit der problematischen *manheit* oder *vriheit* als Krise. Es ist der von Konrad in den Stoff eingeführte neue Motivationsstrang des Erziehungsgedankens, der diese Neuinterpretation des antiken Stoffs aus höfischem Geist ermöglichte.³³

Die Notwendigkeit der Erziehung, die sich der höfischen Überformung verdankt, scheint sich sogar auf der Handlungsebene wiederzufinden: Achilles wird von den Griechen geholt, weil er als einziger Hector ebenbürtig sei; diesen beschreibt Ulixes folgendermaßen:

er schînet an den worten
kusch unde zûhtic als ein maget
und ist an werken unverzaget
alsam ein eber wilde. (V. 26998–27001)

Wenn Achilles ihm also wirklich ebenbürtig sein soll, dann bedarf er, nachdem er bei Schyron bereits gewissermaßen *ein eber wilde* geworden ist, noch der Erziehung zur *kuschen* und *zûhtigen maget* – und genau die bekommt er ja bei Deidamia. Für seine Bestimmung, der Bezwiner Hectors zu sein, wäre also seine Zeit als *maget* die notwendige Voraussetzung.

Werner Schröder hat anhand der Jason-Medea-Episode im ›Trojanerkrieg‹ Konrads „Scheu vor der Tragik“ aufzeigen wollen: Die Tragik der antiken Vorlage werde in der mittelalterlichen Bearbeitung verschwiegen oder umgangen.³⁴ Eine generelle Scheu des Mittelalters vor Tragik im antiken Sinn ist schwer zu bestreiten, aber in der Achill-Deidamia-Episode scheint das Umgekehrte der Fall zu sein: Die antike Vorlage, Statius' ›Achilleis‹, weist keine Tragik auf; die Liebesgeschichte ist eindeutig als komischer Irr- oder Umweg des Helden zu werten, der sich im Handlungskontext allein durch die Zeugung des Neoptolemos rechtfertigt; Achilles steht vor der Entscheidung zwischen dem Weg der *virtus* und dem Weg der Schande – das ist kein tragisches Dilemma, sondern eine Tugendprobe. Bei Konrad hingegen, der von

³³ Da Konrad sich nicht nur an Ovids, sondern v. a. an Gottfrieds Liebeskonzeption orientiert – was Schnell (Anm. 8) völlig übergeht –, erschöpft sich die Achill-Deidamia-Episode aber nicht in bloßer Minnedidaktik.

³⁴ Werner Schröder, Über die Scheu vor der Tragik in mittelalterlicher Dichtung, München 1992 (Abhandlungen der Marburger Gelehrten Gesellschaft 22).

Gottfried den absolut geltenden Wert der Liebe übernimmt, ist Achilles hin- und hergerissen zwischen dem Streben nach *êre* und einer minnegrottenähnlichen Liebes-*sælekeit* (V. 29080) – ein Dilemma, an dem der höfische Roman sich seit dem ›Erec‹ abarbeitet und das in Gottfrieds ›Tristan‹ seinen schärfsten und tragischen Ausdruck findet; von diesem Roman her und auf ihn hin gestaltet Konrad die Achill-Deidamia-Episode und verleiht ihr damit eine, wenn man so will, spezifische Tragik aus mittelalterlich-höfischem Geist. Und er führt nicht nur die antike Geschichte in das traditionelle höfische Dilemma hinüber, sondern deckt zudem ein ganz neues auf: das der *manheit*, die einerseits aristokratisches Erziehungsziel sowie Grundbedingung für heroische und ritterliche Taten ist, die aber andererseits stets die höfische Kultur zu sprengen droht – eine Ambivalenz, wie man sie gewöhnlich der Liebe zuschreibt. Damit gelingt Konrad das Kunststück, die heroische Grundtugend schlechthin zu problematisieren und die Feminisierung des größten aller Troja-Helden nicht als bloß lächerlich und schändlich, sondern im Gegenteil als seine Veredelung zu begreifen.